

(Nachdruck verboten.)

64]

## Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.  
Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

Das Tier, mit dem Degengriff am Hals und der an der Weintwurzel sichtbaren Spitze, begann zu hinken und warf seinen gewaltigen Körper mit ungleichem Schritt hin und her, wodurch die Zuschauer zu mitleidigem Zorn gerührt wurden. Armer Stier! So gut, so edel . . . Einige beugten sich vor und freischten vor Wut, als wollten sie sich kopfüber in den Ring stürzen. Gemeiner Kerl! Schweinehund! . . . Ein Tier so zu quälen, das mehr wert war als er! . . . Und alle schrien mit ungestüme Zärtlichkeit gegen die Bestie, als ob sie nicht dafür bezahlt hätten, sie töten zu sehen.

Gallardo war von seiner Tat gänzlich niedergeschmettert und senkte in der Flut von Beleidigungen und Drohungen den Kopf. „Der Teufel hole das Mißgeschick!“ Er hatte wie zu seinen guten Zeiten den Stoß geführt und seine innere Aufregung beherrscht, durch die er beinahe den Kopf abgewandt hätte, als könne er den Blick des ihm entgegenstürzenden Tieres nicht ertragen. Allein die Sucht, die Gefahr zu vermeiden und sobald als möglich den Hörnern auszuweichen, war die Ursache zu jenem ungeschickten und Enttäuschung erregenden Degenstoß gewesen.

In den vorderen Reihen entstand unter den Zuschauern große Bewegung und heftiger Streit. „Er taugt nichts und wendet den Blick ab; er ist ein Strohkopf geworden.“ Die Anhänger Gallardos entschuldigten ihn mit derselben Entschiedenheit. „Das könne jedem passieren, es sei eben Pech. Die Hauptfache sei, kühn den Streich zu führen, wie er es getan habe.“

Der Stier war hinkend und unter Schmerzensbewegungen herumgelaufen, die das Publikum vor Zorn rasend machten. Endlich blieb er stehen, um seine Qual nicht zu vermehren.

Gallardo nahm einen anderen Degen und stellte sich vor ihn hin.

Das Publikum erriet seine Absicht; er wollte einen Stoß nach dem Kopfe führen, das einzige, was ihm nach seiner Mißfata übrig blieb.

Er richtete die Degenspitze zwischen die beiden Hörner und ließ mit der anderen Hand das Tuch flattern, um die Bestie heranzulocken, damit sie den Kopf zu Boden senke. Er stieß den Degen vor, aber der Stier schüttelte, als er sich verwundet fühlte, den Kopf und schleuderte die Waffe zurück.

„Nummer eins!“ schrie die Menge spottend.

Der Matador begann seine Arbeit von neuem und stieß wieder mit dem Degen, wodurch das Tier zusammensuchte.

„Nummer zwei!“ tönte es ironisch von neuem.

Er wiederholte den Stoß nach dem Kopf, ohne etwas anderes als ein Brüllen der gepeinigten Bestie zu erzielen.

„Nummer drei!“ . . .

Zu dem beißenden Spott des Publikums gesellten sich Pfiffe und Protestrufe. Wann würde dieser Strohkopf endlich fertig werden?

Schließlich gelang es ihm, mit der Degenspitze den Anfang des Rückenmarks, den Lebensnerv, zu treffen, und der Stier fiel augenblicklich auf die Seite und streckte alle Viere von sich.

Der Matador trocknete sich den Schweiß ab und ging langsam und mit feuchender Brust gegen die Loge des Vorsitzenden zurück. Endlich sah er sich also von diesem Tiere befreit; er hatte geglaubt, niemals fertig werden zu können. Das Publikum schleuderte ihm im Vorbeigehen sarkastische Ausrufe zu, oder es verharrte in verächtlichem Schweigen. Niemand spendete Beifall. Er grüßte den Vorsitzenden inmitten der allgemeinen Gleichgültigkeit und zog sich wie ein beschämter Schulfknabe hinter die Barriere zurück. Während Garabato ihm ein Glas Wasser reichte, sah der Matador nach den Logen hinauf, und seine Blicke trafen sich mit denen von Donna Sol, die ihm auf seinen Rückzuge gefolgt waren. Was würde diese Frau von ihm denken! Wie würde sie in Gesellschaft ihres Freundes lachen, da sie ihn von den Zuschauern geschmäht sah! . . . Welch verrückte Idee von der Frau, das Stiergeficht sehen zu wollen!

Er hielt sich im Seitengang auf und vermied jede Ermüdung, bis der fünfte Stier, den er zu töten hatte, losgelassen wurde. Vom vielen Laufen schmerzte ihn das verwundete Bein. Er war nicht mehr derselbe wie früher; er erkannte es selbst an. Seine Kühnheit und sein Vorsatz, den Stieren auf den Leib zu rücken, waren vergebens. Seine Beine waren nicht mehr so gelenkig und sicher wie in früheren Zeiten, und sein rechter Arm besaß die Kraft nicht mehr, sich furchtlos vorzustrecken und blitzschnell den Nacken des Stieres zu erreichen, sondern er war jetzt seinem Willen nicht mehr gehorsam und zog sich ein, mit dem albernen Instinkt gewisser Tiere, die zusammenschrumpten und das Gesicht versteckten, in der Meinung, dadurch der Gefahr zu entgehen.

Sein alter Aberglaube tauchte plötzlich wieder auf, es füllte ihn ganz und nahm ihm seinen Mut.

Das Unglück verfolgt mich, dachte Gallardo. Eine innere Stimme sagt mir, daß der fünfte Stier mich erfassen wird, er wird mich packen, das ist unvermeidlich!

Trotzdem war das erste, was der fünfte Stier bei seinem Eintreten in die Arena vorfand, der Mantel Gallardos. Was für ein Tier! Es schien von dem, das er am vorhergehenden Nachmittag im Hofe ausgewählt hatte, durchaus verschieden zu sein. Man hatte unzweifelhaft die Reihenfolge beim Loslassen der Stiere gewechselt. Die Angst trat dem Stierfechter immer noch in den Gliedern. „Mißgeschick! . . . Er wird mich erfassen; heute trägt man mich, die Füße nach vorn, aus der Arena hinaus . . .“

Dessenungeachtet ließ er dem Tiere keine Ruhe und trieb es von den in Gefahr geratenen Picadoren hinweg. Zuerst wurden seine Anstrengungen schweigend hingenommen. Dann erweichten sich die Herzen der Zuhörer, und schwacher Beifall erkönte.

Als der Augenblick zum Töten gekommen war und Gallardo vor der Bestie stand, schienen sämtliche Zuschauer die Befangenheit seines ganzen Wesens zu bemerken. Er machte verstörte Bewegungen; es genügte ihm, daß der Stier den Kopf wandte, um dies für einen Vorstoß zu halten und mit großen Sprüngen auszuweichen, während das Publikum diese Fluchtversuche mit allgemeinem Spott begleitete.

Hui, hui! . . . Er kriegt Dich beim Widel!“

Als wollte er der Sache auf irgend eine Weise ein Ende machen, warf er sich plötzlich mit erhobener Degen auf die Bestie, jedoch in schräger Richtung, um schnellstens der Gefahr zu enttrinnen. Ein Sturm von Pfiffen und Rufen erhob sich. Der Degen war nur einige Zoll tief eingedrungen und wurde nach einigen schwankenden Bewegungen im Halse des Tieres von diesem weit weg abgeschüttelt.

Gallardo nahm den Degen wieder auf und näherte sich dem Stiere. Er war im Begriff, zum Stoß auszuholen, aber das Tier griff ihn in demselben Augenblick an. Er wollte fliehen, aber seine Beine hatten ihre frühere Gelenkigkeit verloren. Er wurde erfasst und von der Wucht des Stoßes zu Boden geworfen. Man sprang ihm bei, und Gallardo erhob sich mit Staub bedeckt und mit einem großen Miß in der Hinterseite seiner Kniehose. Auch hatte er einen Schuh, sowie die feinen Zopf schmückende Kokarde verloren.

Der stattliche Bursche, der jahrelang das Publikum durch Eleganz hingerissen hatte, gewährte jetzt mit seinem bloßliegenden Hemd, aufgelöstem Haar und traurig niederhängendem Kopf einen beklagenswerten, lächerlichen Anblick.

Um ihn herum wurden mitleidvoll einige Mäntel geschwungen, um ihm zu helfen und ihn zu beschützen. Sogar die anderen Matadore bereiteten in uneigennütziger Kameradschaft den Stier in einer Weise vor, daß er schnell getötet werden konnte. Allein Gallardo schien blind und taub zu sein; er sah den Stier nur, um sich bei dem geringsten seiner Angriffe nach rückwärts zu retten, als hätte ihn der vorhergehende Fall vor Furcht wahnsinnig gemacht. Er verstand die Zurufe seiner Kameraden nicht, und mit tiefsbleichem Gesicht und zusammengezogenen Augenbrauen, als wollte er seine ganze Aufmerksamkeit auf einen Punkt vereinigen, stieß er, ohne zu wissen, was er sagte, die Worte hervor:

„Macht, daß Ihr Alle fortkommt! Laßt mich allein!“

Gleichzeitig bearbeiteten Schreck und Entsetzen seine Gedanken weiter: „Heute mußt Du sterben; heute wirst Du zum letzten Male erfasst.“

Aus seinen ungleichmäßigen Bewegungen erriet das Publikum die Gedanken des Stierkämpfers.

„Der Stier flößt ihm Abscheu ein! Er hat Angst vor ihm!“

Sogar die eifrigsten Anhänger Gallardos schwiegen beschämt und konnten sich den unerhörten Vorgang nicht erklären.

Die Zuschauer schienen sich, mit dem Mute der in Sicherheit Befindlichen, an seinem Schreck zu weiden. Andere dachten an ihr Eintrittsgeld und schrien auf diesen Mann ein, der sich von seinem Selbsterhaltungstrieb beherrschen ließ und ihnen ihr Vergnügen verdarb. Ein reiner Diebstahl! Leute von der gemeinsten Sorte beleidigten den Matador mit pöbelhaften Namen. Nach langen Jahren der Bewunderung weckte jetzt der Haß gewisse Erinnerungen aus der Kindheit des Stierkämpfers, die sogar er selbst vergessen hatte. Man erinnerte sich seines nächtlichen Lebens unter dem Gesindel der Alameda de Hercules und verachtete seine zerrissenen Kniesohlen und die aus dem Schloß hervortretende Wäsche.

„Du bist erkannt!“ schrien einige mit nachgeahmten Frauenstimmen.

Gallardo verhielt sich dem Spott des Publikums gegenüber taub und benutzte unter dem Schutze der Mäntel seiner Gefährten jede Gelegenheit, um den Stier mit seinem Degen zu verwunden. Das Tier schien die Stöße kaum zu fühlen. Die Furcht, beim Vorstrecken des Armes erfaßt zu werden, gestattete dem Matador nicht, nahe genug heranzutreten, und er stieß nur mit der Degenspitze zu.

Einige Stoßdegen flogen, kaum in das Fleisch eingetrieben, schnell wieder heraus; andere saßen fest zwischen den Knochen, aber nur mit der Spitze, und schwankten durch die Bewegungen des Tieres hin und her. Der Stier ging mit gesenktem Kopf an der Umzäunung hin und brüllte wie aus Ärger über die unnützen Qualen. Der Stierkämpfer folgte ihm mit dem Tuche in der Hand; auch er wünschte der Sache ein Ende zu machen und fürchtete zugleich, sich der Gefahr auszusetzen. Hinter ihm folgte ein Trupp von Helfern, die ihre Mäntel schwingen, als wollten sie den Stier überzeugen, daß es Zeit sei, zusammenzubrechen und alle Biere von sich zu strecken. Das an die Barriere gedrängte Tier mit seinem schäumenden Maul und seinem von Degen starrenden Halse erregte einen neuen Ausbruch von Spott und Beleidigungen.

„Es ist die Schmerzreiche mit den sieben Schwertern!“ hieß es.

Andere verglichen das Tier mit einem Kissen voll Stecknadeln. „Niederträchtiger Dieb! Stümper!“

Wieder andere, noch gemeinere, bestanden auf ihren Anzüglichkeiten über Gallardos Geschlecht und änderten seinen Namen um.

„Juanita, laß Dich nicht unterkriegen!“

Es war viel Zeit verfloßen, und ein Teil des Publikums, das seine Wut noch an einem anderen als an dem Stierkämpfer auslassen wollte, wandte sich nach der Loge des Vorsitzenden. . .

„Herr Präsident, wie lange soll dieser Skandal noch dauern?“

Der Vorsitzende machte eine Gebärde, die die Protestler beschwichtigte, und gab einen Auftrag. Man sah, wie ein Bote des Vorsitzenden, mit Federhut und kurzem, wallenden Mantel, innerhalb der Barriere auf die Stelle zueilte, wo sich der Stier befand. Dort wandte er sich gegen Gallardo und hielt eine geschlossene Hand mit erhobenem Zeigefinger vor. Das Publikum applaudierte; es war die erste Warnung. Wenn er vor der dritten den Stier nicht getötet hatte, wurde dieser in den Stall zurückgeführt, und der Matador war der tiefsten Erniedrigung preisgegeben.

Als ob Gallardo, durch diese Drohung niedergeschmettert, aus seinem Traumzustand erwachte, setzte er den Degen wagemutig an und stürzte sich auf den Stier. Es war nur ein Stoß mehr, der nicht tief ins Fleisch eindrang.

Der Matador ließ seine Arme entmutigt sinken. War denn dieses Tier unsterblich? . . . Die Stöße waren wirkungslos, und keiner brachte es zu Fall.

Die Erfolglosigkeit des letzten Stoßes versetzte die Zuschauer noch mehr in Wut, und alle erhoben sich von ihren Sitzen. Die Pfiffe waren betäubend und zwangen die Frauen, sich die Ohren zuzuhalten. Mit erhobenen Armen und übergelehntem Oberkörper machten viele Zuschauer Miene, in den Ring hinaufzusteigen, in welchen Orangeschalen, Brotkrumen, Sitzkissen wie schnelle, dem Matador zugebachte Geschosse geworfen wurden.

Aus den Reihen an der Sonnenseite ertönten Stimmen, die einer Dampfpeise glichen und unmöglich aus menschlichen Kehlen zu kommen schienen. Von Zeit zu Zeit wurden Ruhglocken hörbar; bei dem für die Tiere bestimmten Ausgang stimmte ein zahlreicher Chor etwas wie eine Totenmesse an.

Viele blickten nach dem Vorsitzenden. Weshalb wartete er mit der zweiten Warnung? Gallardo wuschte sich mit einem Tuche den Schweiß von der Stirn und blickte, wie wenn er über die Ungerechtigkeit des Publikums erstaunt wäre, nach allen Seiten hin, indem er den Stier für alles Vorgefallene verantwortlich machte. In diesem Augenblicke sah er nach der Loge von Donna Sol hinauf, die den Rücken gefehrt hatte, um die Arena nicht zu sehen: vielleicht bemitleidete sie ihn, vielleicht empfand sie Scham über ihre frühere Herablassung.

(Fortsetzung folgt.)

(Romanus vertotes.)

## Tscharie.\*

Von Branislav Ruskitch.

Aus dem Serbischen übersetzt von Martha Borozëbitch.

„Recht hast Du, Hanume, geben wir denn eine Oka (zirka 1 Rilo) Del auf des Dermischs Grab!“ sagte Halil-Efendi zu seiner Frau und schlürfte dabei noch das bißchen Kaffee, das in der winzigen Schale übriggeblieben war.

„Geben wir zwei, Efend'm, zwei Oka; unser Del soll für die ganze Zeit des Ramazans zur Erhaltung der Oellampe reichen. Vielleicht wird dann das Auge Allahs sich gnädig uns zuwenden.“

„Inschallah (Gede es Gott!)“ fügte Halil hinzu und veränderte die Beinstellung auf seinem Sitzpolster, das unter dem großen Rußbaum in dem Garten ausgebreitet lag und wo er und Hatusch-Hanuma am liebsten saßen.

Oft schon hatten sie dasselbe Zwiegespräch geführt, viel Del an die Mosehen verteilt und Brot an die Gefangenen verschenkt. Es gab keinen Armen, den Halil-Efendi nicht unterstützte, sogar die Hunde wurden bei ihm nicht vergessen. „Sie auch sind arm und elend!“ pflegte er zu sagen, und jeden Morgen, wenn er aus der Hofstürze trat, um seiner Beschäftigung im Utschumat (Rathaus) nachzukommen, kaufte er beim Wäcker Givko für einen Metallk (4 Pf.) Brot, stellte sich hierauf unter die Laterne an der Ecke des Gemeindehauses, dort, wo sich gewöhnlich alle hungrigen Hunde zusammenfanden, und verteilte ihnen sein Brot, jedem ein oder zwei Bissen.

Trotzdem wollte Allah sich ihrer dennoch nicht erbarmen, sie blieben kinderlos.

Es sind schon 11 Jahre her, daß Halil-Efendi verheiratet ist, alles geht ihnen im Hause nach Wunsch. Hatusch-Hanuma pflegt ihn, hütet und liebt ihn. Wäre das nicht gewesen, hätte Halil-Efendi ihr im stillen ihrer Unfruchtbarkeit wegen doch ein wenig gegrollt. Er ist Beamter im Utschumat, Tasildar (Steuerbeamter) ist er; seine Monatsgage beläuft sich auf 400 Pfaster (1 Pfaster = 16,5 Pf.). Dazu hat er sein eigenes Haus, das reicht ihm eben, um sorgenlos leben zu können. Wäre das ein Leben gewesen, wenn sich ihm noch sein Herzenswunsch, einen Sohn zu besitzen, erfüllt hätte!

Und Hatusch-Hanuma trauerte noch mehr darum, sie hätte ihren Efendi so gern beglückt! Was hat die arme Frau nicht alles schon berührt und angewendet. Bei der Wahrsagerin war sie gewesen, sie trank allerlei Tränklein. Von dem Gobja (Lehrer) empfing sie eine Amajlja (Amulett), sogar beim christlichen Popen fragte sie um Rat; sie trug auch ein seidenes Säckchen mit Erde, von des Propheten Grab gefüllt, unter dem Herzen. Nichts half. Man sah, Allah gab es nicht zu, es schien, als sollten sie keine Kinder erhalten, und das war es, was Halil-Efendi so tief schmerzte.

Noch das erste Jahr, als Halil Hatuscha genommen, sah er manchmal bis tief in die Nacht hinein mit seiner Mutter (welche nachher starb), und sie plauderten zusammen von den Kinderchen, die Halil-Efendi erhalten würde. Auch die Namen hatte er schon ausgewählt; wenn es ein Bubbe wäre, sollte er Gubaberh heißen, ein Mädchengen aber würde er Emetusch nennen. Diese Namen gefielen ihm besonders gut, und so träumte er auch schon die Kinder herzu, die er so benennen wollte. Gubaberh wird die Schule besuchen, dann, wenn er die Mittelschule beendet, wird Halil-Efendi ihn nach Stambul in die Militärschule senden. Offizier sollte er werden, und wenn er dann bis zum Major avancieren würde, den Beztitel erhalten, Gubaberh-Bey; denn der Name Gubaberh vertritt eigentlich keinen simplen Aca oder Efendi. Nachher, als Offizier, wird er dem Sultan dienen, er kann sogar an dessen Hof gelangen, Pascha werden und im ganzen Reiche allbekannt und geachtet dastehen. . . So träumten Halil-Efendi und seine Mutter, aber die Alte starb mit diesen Wünschen, Halil-Efendi jedoch hat längst schon aufgehört zu träumen, ganz still hat er sich in sein Schicksal, kinderlos zu bleiben, ergeben.

\*) Ellavin

So sah er auch an diesem Morgen wieder auf einem Schemelchen unter jenem Nussbaum im Garten; Gatusch-Ganuma brachte ihm den Kaffee. Als sie ihn bedient hatte, setzte auch sie sich an eine Ecke der Blumenbeete gerade neben ihn, um ihm zu erzählen, was sie geträumt hatte. Lange schon waren die beiden gewohnt, daß eines dem anderen jeden, auch nur annähernd bedeutungsvollen Traum erzählte. Und in jeder Kleinigkeit wollten sie eine Andeutung auf kommenden Kindersegen erkennen. Solche Träume, die etwas bedeuteten, trösteten sie dann auf lange Zeit.

„Esend'm,“ begann Gatusch-Ganuma ihren Traum, „es schien mir, es sei ein allgemeines Fest; Pauken und Trompeten erschollen, bestimmen könnte ich es nicht. . . Ich bestieg ein Pferd, wie wenn ich zu einer Hochzeit geladen wäre, weiß aber nicht, wem es galt. Ich frage, man sagt mir: „Halil-Efendi heiratet, er freit eine Witwe mit einem Kinde, denn er wollte keine Jungfrau mehr heiraten, um der steten Ungewißheit, ob er Kinder erhoffen darf, enthoben zu sein. So hat er jetzt schon ein Kind in die Ehe bekommen. . .“, ich aber wußte bei alledem nicht, daß Du mein Mann bist.“

Halil-Efendi schaut sinnend auf die Ganuma, hört aber nur halb hin, denn er ist in Gedanken versunken. Schon lange hat er den Glauben an Träume verloren.

„Sicher bist Du vor lauter Eifersucht in der Hälfte Deines Traumes aufgewacht,“ spöttelt er, als die Ganuma ihren Traum beendigte.

„Bei meinem Glauben, ich bin nicht eifersüchtig. . . warum auch? . . .“

Halil-Efendi erhebt sich, legt die Zigaretten, die er während der ganzen Dauer ihrer Unterhaltung gerollt, sorgfältig in die Zigarettenhülle, um später bei der Arbeit alle fertig vorzufinden, — dann geht er, und die Ganuma geleitet ihn bis zur Hofstüre.

Die Frau aber kommt abermals in den Garten zurück, setzt sich auf jenes Stühlchen, auf dem der Efendi gesessen und denkt angestrengt über etwas nach. Zehn zwei, drei Worte, die ihr Halil-Efendi im Spaß zugeworfen, als sie ihm ihren Traum erzählte, entzündeten in ihrem Kopfe eine Idee, die ihr bis jetzt noch nie gekommen war. Auch später bei der Hausarbeit, dann während einem gelegentlichen Besuch bei einer Nachbarin, sogar während ihres Mittagschlafes konnte sie sich dieses so plötzlich gekommenen Gedankens nicht erwehren. Sie rauchte eine Zigarette um die andere, überdachte die Sache, endlich schien sie sich entschlossen zu haben.

Vor Sonnenuntergang, als Halil-Efendi an die Haustüre klopfte, empfing sie ihn ganz fröhlich, ließ ihn nicht einmal ausruhen, sondern kaum hatte er die Schuhe von den Füßen gezogen, schob sie ihm flink seine Pantoffeln hin und sagte:

„Esend'm, schnell, schnell in den Garten, ich habe Dir wichtiges zu sagen.“

Die Sonne war schon hinter dem Giebel des Nachbarhauses versunken, erfrischende Abendluft legte sich kühlend über den Garten; die frischbegossenen Blumenbeete strömten milden Duft aus, und über die bunten Blumengesichtlein tropfte das Wasser wie helle Tränen. Der durchdringende Geruch des Fliederes, dessen Gebüsch eine ganze Seite des Gartenzaunes einnahm, überwand kräftig alle anderen Düfte.

Halil-Efendi setzt sich wieder auf das dreibeinige Stühlchen unter dem Nussbaum, und da er soeben aus der dicken Luft seiner Kanzlei kommt, atmet er in vollen Zügen diese abendliche Gartenluft ein, so daß er nicht ernsthaft auf Gatusch-Ganuma horcht, die neben ihm niedergekauert ist, um das, was sie den ganzen Tag gedacht, endlich auszusprechen, weit, weit ausholend.

„Also,“ beginnt Gatusch-Ganuma, als sie ihm von sich, von ihm und von ihrem K'emet (Schicksal) gesprochen, „also, einen anderen Ausweg gibt es nicht. Lange genug waren wir Mann und Frau. Allah wollte uns nicht beglücken. . . machen wir achter!“, werden wir von heute ab Bruder und Schwester, so bis zum jüngsten Gerichte. Ich werde Dir eine Frau finden. . . Verheirate Dich, zeuge Kinder, niemand wird Dir sie treuer behüten als ich, und . . .“

Sie wollte noch weiter sprechen, aber Halil, der anfangs gar nicht einmal so aufmerksam hingehört hatte, drehte jetzt plötzlich den Kopf um und schaute seiner Ganuma in die Augen.

„Auch ich habe schon daran gedacht, Gatuscha“, sagt er ruhig, ein Bein über das andere schlagend, und fährt nach einer kleinen Pause fort: „Auch ich habe schon daran gedacht, aber. . . behüte Gott, daß ich mich jemals von dir trenne. . . ich kann nicht ohne dich.“

„Du wirst nicht, Esend'm, ohne mich bleiben; wir werden achter! machen, ich bleibe somit im Hause. . . Wer auch sollte über deine Kinderchen wachen?“

Halil-Efendi faßt sie bei der Hand, zieht sie näher und streichelt ihr das Gesicht.

„Ich kann nicht! Ich könnte mich nicht zurückhalten, eine Sünde vor Allah zu begehen. Was? Du solltest meine Schwester sein? Wenn ich aber dann sündigte?“

Wie er sie so liebte, blitzten seine Augen hell auf, und selbst

\*) Verschwisterung bis zum jüngsten Gerichte. Wenn die Frau unfruchtbar bleibt, verschwistert sie sich mit ihrem Gatten und sie werden demnach „Bruder und Schwester“, der Mann aber nimmt eine andere Gattin.

Gatusch-Ganuma sah ein, daß auch sie nicht auf ewig eine Schwester bleiben könnte. Deshalb gab sie auch sofort ihrer Plan wieder auf, ließ aber nicht zu, daß Halil-Efendi dies bemerkte.

Und von dieser Stunde an liebte Halil-Efendi seine Ganuma noch viel inniger, was sie auch durch ihre Sorgsamkeit vollauf verbiente.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Erziehung des Auges und der Hand.

Die Erziehung des Auges und der Hand, dieser beiden wichtigsten Werkzeuge des Geistes, ist bisher arg vernachlässigt worden. Die wertvollen Ideen Friedrich Fröbels sind in der Hauptsache nur dem Kindergarten zugute gekommen, ohne die Erziehung in Schule und Haus wirksam genug zu befruchten. Wenigstens sind die Schulen, in denen das darstellende, werktätige Lernen eine Hauptgrundlage des Unterrichts bildet, bei uns noch sehr selten. Auch nach Fröbel haben namhafte Pädagogen diese Lücke in unserem Erziehungssystem der Allgemeinheit zum Bewußtsein zu bringen und unsere einseitige Geistesbildung durch eine werktätige, Auge und Hand bildende Erziehung zu ergänzen gesucht. Der Deutsche Verein für Knabenhandarbeit ist seit reichlich einem Viertelhundert nach dieser Richtung hin tätig und hat auch viele praktische Erfolge erzielt, aber zu einem wesentlichen Bestandteil unserer öffentlichen Jugenderziehung ist die Werktätigkeit, dieses „schaffende Lernen“, auch bis heute noch nicht geworden. Nach dieser Seite hin haben uns eine Reihe anderer Kulturstaaten weit überholt. In manchen Schulen der Vereinigten Staaten nimmt der Handfertigkeitsunterricht den dritten Teil aller Stunden ein. Erst vor kurzem wieder schrieb mir ein Deutscher, der in Denver und anderen amerikanischen Orten Einblick in den dortigen Schulbetrieb bekommen hat, daß er gestaunt habe über die Geschicklichkeit, Intelligenz, Ausdauer und Selbstständigkeit der amerikanischen Schuljungen in praktischer Arbeit.

Ein Hauptgrund für das Nachbleiben Deutschlands auf diesem Gebiete ist die bei uns übliche Ueberschätzung des rein geistigen Studiums im Verhältnis zu praktischer Arbeit, das Vorurteil, daß man nur auf einem ganz bestimmten Wege, durch die humanistische Schule hindurch, zur einzig wahren Bildung kommen könne. Dieses Vorurteil ist zwar von bedeutenden Männern, die nicht bloß die humanistische Geistesbildung, sondern auch die Bildungswerte anderer Beschäftigungen gründlich kennen gelernt hatten, zahllose Male bekämpft und widerlegt worden, aber es ist heute noch lebendig.

Ein zweiter Grund ist zu suchen in der weitverbreiteten Anschauung, die Werktätigkeit diene lediglich der Ausbildung der Handgeschicklichkeit. Man sieht ihr ja im großen und ganzen nicht unfern gegenüber, sieht in ihr sogar eine nützliche „körperliche Ausarbeitung“ und ein wünschenswertes Gegengewicht gegen die vorwiegend sitzende Lebensweise und einseitige geistige Tätigkeit im Schulunterricht. Damit ist bei vielen die erzieherische Bewertung der Werktätigkeit aber erschöpft. Daß sie auch eine ganze Menge geistige, allgemein bildende Werte enthält, also durchaus nicht bloß technische Fertigkeiten vermittelt, ist bei uns noch nicht so bekannt, als man im Interesse der Jugenderziehung wünschen muß.

Wenn der Schüler zum Beispiel irgend einen Naturgegenstand im Umriß oder flüchtig oder körperlich darstellen soll, so ist er gezwungen, ihn vorher viel genauer als sonst anzusehen und ihn in seinen wesentlichen Eigenschaften zu erfassen; sonst kann er ihn eben nicht richtig zeichnen, ausschneiden, malen oder formen. Jede flüchtige oder falsche Anschauung offenbart sich sofort in der Darstellung. So malt der Schüler die Pflaume zuerst stets falsch als ein ziemlich regelmäßiges Gerund. Nun muß ihm der Bau der Pflaume bewußt gemacht werden: der Kern ein spitzes Oval mit einer flachen und einer stark gekrümmten Seite. Dieser Kernform entspricht auch der äußere Bau. Sie kann leicht erkannt und berichtigt werden. Das ist in keinem einzigen anderen Unterrichtsfach so gut möglich. Gänzlich es sich um die Herstellung eines Werkzeugs oder häuslichen Gebrauchsgegenstandes, so müssen Lehrer und Schüler auch nachdenken über die gegenseitige Abhängigkeit von Zweck, Gestaltungsmaterial, Form, Farbe u. a. m. Trotzdem kommen noch technische und ästhetische Mißgriffe vor. Sie müssen erkannt und berichtigt werden. Es wird probiert und studiert, bis das Ziel endlich erreicht ist. Dabei werden eine ganze Menge Kräfte in Tätigkeit gesetzt, geübt und entwickelt.

Der spekulative Verstand und die ästhetische Phantasie werden mächtig angeregt; das Auge wird empfänglicher für Formen und Farben und zum bewußten Sehen erzogen. Diese Art Werktätigkeit ist also nicht nur eine Schulung der Handgeschicklichkeit, sondern auch der praktischen Intelligenz und des guten Geschmades. Damit ist eine Steigerung der Auffassungskraft und Ausdrucksfähigkeit eng verbunden. Das Vorstellungsleben wird vertieft und bereichert. Diese durch eigene, gestaltende Arbeit (produktives Lernen) erworbenen Befähigungen sind viel klarer und fester, wirken also auch viel tiefer auf das ganze Geistes-, Gemüts- und Willensleben als die durch bloße Anschauung und Belehrung, durch ein mehr aufnehmendes („rezeptives“) Lernen angeeigneten. Der Wille wird auf ein klar bestimmtes, nicht zu fern liegendes Ziel gerichtet und

an die Ueberwindung von Schwierigkeiten gewöhnt. Nach und nach wird ihm in der Wahl der Mittel zur Erreichung des Zweckes immer mehr Freiheit gestattet, und so erziehen wir allmählich zu einem selbständigen, zielbewussten und folgerichtigen Handeln. Den Irrtum der alten Pädagogik, daß man schon durch eine entsprechende Beeinflussung des Vorstellungslebens und der Einsicht Charakter und Willen bilden könne, ist heute — wenigstens theoretisch — überwunden. Ebensovienig wie man gutes Sehen, Hören, Sprechen, Singen, Lesen, Schreiben, Rechnen, Zeichnen, Turnen durch bloße Anschauung und Belehrung, sondern nur in Verbindung mit fortwährender gründlicher Übung erlernt, ebensovienig kann man bei der Erziehung zu vernünftigem, praktischem, sittlichem Handeln der Übung entbehren. Die Einsicht allein tut nichts, der heranwachsende Mensch muß sich im Handeln auch wirklich praktisch üben und gewöhnen können. Und an letzterem hat es unserer bisherigen Erziehung sehr gefehlt. Die Betätigung (im weitesten Sinne) ist zwar nicht das einzige, wohl aber das vielseitigste und erfolgreichste Übungs- und Erziehungsmittel zu tatkräftigem, praktischem Handeln.

Das Wesentliche dabei ist, daß dieses „schaffende Lernen“ durch Malen, Zeichnen, Ausschneiden, Formen, Bauen, durch Sprache, Schrift und Gebärde der Kindesnatur weit mehr entspricht, als das vorwiegend aufnehmende und abstrakte Lernen. Das schaffende Lernen kommt dem starken kindlichen Spiel, Kunst- und Tätigkeitstriebe außerordentlich entgegen. Dabei kann auch den persönlichen Anlagen und Neigungen (soweit sie wertvoll sind) ein viel größerer Spielraum als sonst gestattet werden; Freiheit und Neigung aber sind die mächtigsten Triebfedern des Schaffens überhaupt. Wer diese Betätigung aus eigener Erfahrung kennt, der ist überzeugt, daß sie in viel höherem Maße zur Selbsttätigkeit und Selbständigkeit, zur Schaffenslust und Schaffenskraft, zu praktischer Arbeitsfähigkeit erzieht, als die meisten anderen Bildungsmittel.

Mag Brethfeld.

## Kleines feuilleton.

Kann Krebs durch Radium geheilt werden? Dieser Frage, deren Entscheidung die ganze Welt mit Spannung entgegenfieht, widmet der Direktor des Pariser Radiuminstituts, Dr. Widham, eine Erörterung, wie sie in ähnlicher Vollständigkeit bisher noch nicht erfolgt ist. Hat doch dieser Forscher in Gemeinschaft mit Dr. Degrais während der letzten 5 Jahre rund 600 Fälle auf jene Weise behandelt. Der Begriff des Krebses wird dabei im weitesten Sinne aufgefaßt, nämlich zur Bezeichnung einer ganzen Reihe bösartiger Wucherungen der Gewebe, also des Carcinoms, Epithelioms, Sarkoms und wie sie alle heißen. Dr. Widham versichert auf Grund seiner reichen Erfahrungen, daß die bösartige Entwicklung dieser Geschwülste durch die Radiumbehandlung nicht nur für Monate zum Stillstand, sondern zuweilen auch gänzlich zum Verschwinden gebracht werden kann, so daß der Eindruck einer wirklichen Heilung entsteht. Es hat sich aber herausgestellt, daß die Radiumstrahlen auf Krebszellen nicht gleichmäßig wirken, und es wird daher eine weitere Aufgabe der Wissenschaft sein, von dieser selektiven (wahlweisen) Wirkung des Radiums den möglichst besten Gebrauch zu machen. Ist eine Krebsgeschwulst umfangreich und wächst sie rasch, so muß der Arzt selbstverständlich auch an eine möglichst rasche Abhilfe denken. Dabei besteht aber die Gefahr einer zu starken Anwendung der Strahlen und einer dadurch bedingten Blutvergiftung oder anderer Schädigungen. Wegen den sogenannten metastatischen Krebs, der sich durch die Lymphgefäße, durch den Blutstrom usw. ausbreitet, gibt es keine Hilfe; denn auch das Radium kann selbstverständlich nur dann Nutzen stiften, wenn das Leiden in einer örtlichen Umgrenzung auftritt. Ist der Krebs örtlich begrenzt, aber an solchen Stellen, wo eine erfolgreiche Operation unausführbar ist, so kann das Radium in einigen seltenen Ausnahmen auch nur die Ausscheidungen vermindern oder zum Stillstand bringen und gelegentlich die Geschwulst so weit verbessern, daß sie operiert werden kann. Dadurch wird eine Verlängerung des Lebens erzielt. Der Kranke stirbt aber schließlich doch an diesem Krebs. Als Beschränkung der Hoffnungen kommt ferner hinzu, daß der Einfluß der Radiumstrahlen auf tiefer sitzende Geschwülste unsicher wird. Die Strahlen besitzen zwar eine große durchdringende Kraft, die sie auch ohne ernste Beschädigung der Haut auszuüben vermögen, aber der Erfolg wird doch ungewisser. Die wenigen Fälle von nicht operierbarem Krebs, die als beryzeifelt betrachtet und durch Radium doch erheblich und dauernd gebessert wurden, waren sämtlich leicht zugänglich, zum Beispiel Krebs der Ohrspeicheldrüse und der Drüsen am Halse, Sarkom der Schulter, Mastdarmkrebs in der Nähe des Ausgangs und ähnliche. Endlich werden gewisse Gewebe durch die Strahlen weniger günstig beeinflusst, zum Beispiel die Schleimhäute, namentlich an der Zunge, die Mandeln des Schlundes usw. Der Haupterfolg liegt also in der Behandlung von Krebsgeschwülsten der Haut, die örtlich umgrenzt, oberflächlich, nicht entzündlich und nicht zu weit ausgebreitet sind. Bei solchen Erkrankungen glaubt Dr. Widham ohne Uebertreibung dem Patienten eine Heilung durch das Radium versichern zu können, aber nur wenn er sich daran hält, für eine lange Zeit monatlich einmal sich der Be-

handlung zu unterziehen. In allen anderen Krebsfällen muß der Arzt zunächst in Betracht ziehen, ob das Radium oder andere Mittel besseren Erfolg versprechen. Immerhin kann auch, wenn ein chirurgischer Eingriff zu allererst empfohlen wird, die Radiumbehandlung danach die Dauer der Heilung befestigen. Außerdem bleibt das Radium immer der letzte Hoffnungsschein zur Linderung der Schmerzen und zur Verlängerung des Lebens, wenn die Anwendung anderer Mittel überhaupt nicht mehr in Frage kommt.

## Technisches.

Die Psychologie der Automobilunfälle. Manche Unglücksfälle lassen sich nur dadurch erklären, daß die geistige Tätigkeit auch bei bewährten Berufsleuten in gewissen Augenblicken der Gefahr verlagert, und insofern hat die Psychologie ein Recht und eine Pflicht, sich mit dieser Frage forschend zu beschäftigen. Dies tut Dr. Löwenthal mit Bezug auf die Automobilunfälle in einem Aufsatz der Frankfurter Wochenschrift „Umfchau“. Er geht dabei von den psychologischen Grundbegriffen der Reaktion und der Wahl aus. Die Reaktion ist eine Handlung, die auf einen Reiz erfolgt, und zu ihrer Entstehung genügt bei Lichtreizen eine Zeit von ungefähr  $\frac{1}{10}$  Sekunden. Was der Psychologe insbesondere nun als „Wahl“ bezeichnet, ist die Ueberlegung, die darauf abzielt, auf eines von mehreren verschiedenen Signalen durch eine bestimmte Handlung zu antworten. Obgleich diese Ueberlegung bei einer gewohnheitsmäßigen Tätigkeit völlig unbewußt erfolgt, so ist doch stets eine Verzögerung der Reaktion damit verbunden. Bei der Lenkung eines Automobils kommt es in der Regel auf zweierlei an, nämlich auf das Lenken und auf das Bremsen. Der Fahrer muß beim Auftreten irgend eines Hindernisses bereit und fähig sein, zu entscheiden, ob eine Veränderung der Fahrtrichtung in diesem oder jenem Sinne, ob ein Anziehen der Bremse oder etwa beides gleichzeitig erforderlich ist. Im günstigsten Fall erhöht sich dadurch der Zeitraum zwischen dem Empfang des sinnlichen Reizes bis zum Eintritt der Reaktion durch die Handlung auf  $\frac{1}{10}$  Sekunde. Hat der Wagen eine Geschwindigkeit von 60 Kilometern in der Stunde, so legt er in einer halben Sekunde eine Strecke von mehr als 8 Metern zurück. Daraus ergibt es sich also klar, daß der Fahrer nur dann ein Hindernis zu vermeiden imstande sein wird, wenn es mehr als 8 Meter von ihm entfernt gewesen war. Dazu kommt nun aber noch, daß die Steuerung und die Bremse nicht sofort wirken, sondern daß sich bis zu ihrer Betätigung noch ein weiterer, wenn auch kleiner Zeitverlust einstellt, jedenfalls läßt sich im allgemeinen sagen, daß ein Hindernis nur dann vermieden werden kann, wenn es im Augenblick der Wahrnehmung der Gefahr ungefähr noch zehn Meter Abstand hat; andernfalls kann keine Geistesgegenwart des Fahrers und keine Zuverlässigkeit des Steuerers den Zusammenstoß verhüten. Nun kommt aber noch eine ganze Reihe weiterer Umstände hinzu, die eine erhebliche Steigerung der Gefahr bedeuten. Zunächst wird die angemessene Geschwindigkeit von sechzig Kilometern in der Stunde schon bei gewöhnlichen Fahrten, besonders aber bei Rennfahrten, sehr häufig überschritten. Außerdem gilt jene Rechnung nur für den geistigen Zustand des Menschen, der durch keinerlei nachteilige Umstände beeinflusst ist, also etwa durch Ermüdung oder durch Alkoholgenuß. Dr. Löwenthal äußert zum Schluß die Ansicht, daß die Gefahren bei Geschwindigkeiten von mehr als dreißig Kilometer derart wachsen, daß auch die besten Nerven und die größte Vorsicht des Fahrers eines noch so vollkommenen Kraftwagens vor ihnen nicht sicher sind.

Die Ausnutzung der Sonnenhitze. Wenn der Mensch die Wärme der Sonnenstrahlen, die auf die Erde gelangen, ohne Rest in mechanische Energie verwandeln könnte, so würde diese zwei Verdastärken auf jedes Quadratmeter der Erdoberfläche ergeben. Dieses Ziel zu erreichen, könnte selbstverständlich niemals das Streben des Menschen sein, weil er sonst nach der Art des Mannes handeln würde, der den Ast absägt, auf dem er sitzt. Ueberhaupt aber ist die Ausnutzung der Sonnenwärme zu Kraftzwecken eine der schwierigsten Aufgaben, deren Lösung trotz vieler Versuche kaum einen Schritt vorwärts gekommen ist. Die ersten Experimente wurden im Jahre 1871 von Mouchot und Tellier in Frankreich mit einem lomonischen Spiegel angestellt, um die Sonnenstrahlen auf einen Kessel mit Wasser oder einer anderen flüchtigen Flüssigkeit zu konzentrieren. Sie wurden bald aufgegeben, weil der Spiegel sehr teuer und das Ergebnis sehr geringfügig war. Tellier versuchte dann 1885 den Spiegel auszufalten und die Sonnenstrahlen unmittelbar auf einen besonders gebauten Kessel zu lenken, der eine dünne Schicht Wasser oder Ammoniak oder Schwefelkohlenstoff enthält. Auf dies Verfahren hat jetzt der Amerikaner Biltsee zurückgegriffen. Der von ihm benutzte Kessel, mit dessen Dampf er eine Niederdruckturbinen zu treiben gedenkt, ist nach einem Bericht von „English Mechanic“ nach der Art eines Gewächshauses gebaut, in dem die Eigenschaft des Glases benutzt ist, die Sonnenstrahlen hindurchzulassen, aber ihre Wärme im Innern des von ihr bedeckten Raums zurückzuhalten. Es erscheint schon als bemerkenswerter Erfolg, daß durch einen solchen Kessel 15 Pferdastärken entwickelt werden konnten. Allerdings hatte er eine Fläche von mehr als 100 Quadratmetern und war unter der glühenden Sonne von Kalifornien gelegen. Einer praktischen Verwendung der Sonnenhitze wird man infolgedessen auch durch diese Versuche wahrscheinlich noch nicht viel näher kommen.